

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

84 48.

Donnerstag, den 26. Februar.

1925.

(17. Fortsetzung.)

### Der „Blaue Reiter.“

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otfried von Hankeln.

Der Bädermeister sagte im Ton des warmen Empfindens:

„Dann kennen Sie auch das große Unglück, das über meinem Haupt schwebt! Ja, ich habe meine arme Frau vor einigen Tagen in eine Irrenanstalt bringen müssen. Ich war auch jetzt wieder dort, um nach ihr zu sehen und inzwischen glauben Sie, nur auf die Halunkenerei des Lendert hin, daß ich, ein ehrlicher Mann, der seiner Vaterstadt Gutes getan hat, ein Verbrecher bin! Sie haben in meiner Abwesenheit Hausdurchsuchung gehalten. Ich weiß, daß Sie nichts finden konnten. In meinem Hause ist nichts Unrechtes, und wenn ich mit dem Brief, den ich aus Gutmütigkeit schrieb, eine Dummheit machte, dann werde ich dafür eintreten. Sie sehen, ich habe keinen Augenblick versucht, zu leugnen.“

Dr. Schlüter stand auf und sagte in anderem Ton:

„Es freut mich, Herr Gerber, daß sich die Sache so gut aufklärt, wenn ich auch bedauere, daß Sie des Briefes wegen Unannehmlichkeiten haben werden. Es war ein unglücklicher Zufall, daß Sie gestern verreisen mußten. Sie sagten doch, daß Sie Ihre Gattin in der Irrenanstalt besuchten?“

„Nicht Irrenanstalt! Sanatorium!“

„Gewiß. Wir mußten unsere Pflicht tun. Ich bitte Sie, zu entschuldigen.“

„Aber gewiß — es war Ihre Pflicht. — Hat mich sehr gefreut, Herr Kommissar! Auf Wiedersehen!“

Er hatte die beiden Herren hinausbegleitet und streckte jetzt recht augenfällig Schlüter die Hand hin, die dieser auch ergriff. Dann gingen die beiden Kommissare über den Marktplatz. Wildermut sagte vorwurfsvoll:

„Sehen Sie, Herr Doktor, dem haben Sie Unrecht getan.“ Schlüter zuckte die Achseln.

„Es ist sehr peinlich! Denken Sie! Ein Stadtrat! Ein so guter Mann! Ein Mann, der solches Unglück in der Familie hat! Da soll der an so etwas denken! Mir wäre niemals ein solcher Verdacht gekommen.“

Schlüter tat, als hätte er das gar nicht gehört.

„Es ist jetzt ein Uhr, in zehn Minuten geht der Zug. Ich verreise auf ein oder zwei Tage. Lassen Sie inzwischen Lendert ganz in Ruhe.“

„Ich werde ihn verhören.“

Schlüter sagte etwas scharf:

„Ich bitte Sie, lassen Sie den Mann ganz in Ruhe und sorgen Sie dafür, daß er nicht entwischt und — beobachten Sie mir auch den Gerber.“

„Glauben Sie etwa noch?“

Schlüter sagte kurz:

„Ich weiß, daß Sie meine Meinung doch nicht teilen, aber ich habe die Untersuchung zu leiten. Ich bitte Sie, sorgen Sie dafür daß Lendert mit niemanden in Berührung kommt, keine Besuche empfängt, und daß Gerber die Stadt nicht verläßt. Ich mache Sie verantwortlich! Hören Sie, Herr Kollege! Und jetzt muß ich zur Bahn.“

Wildermut sah ihm lächelnd nach. Natürlich, jetzt ärgerte der große Herr Doktor sich, weil er sich schon

wieder einmal geirrt hatte, und wollte seinen Ärger an ihm auslassen! Er war recht vergnügt, der Herr Kommissar Wildermut, über des berühmten Kollegen Irrtum. Viel Ehre hatte der Herr Doktor vorläufig in Wallenbrunn nicht eingelegt.

Inzwischen hatte Dr. Schlüter ein paar Stunden mit dem Schnellzug zu fahren, den er in Budeburg verließ. Dort nahm er ein Auto.

„Sagen Sie mal, ist hier eine Försterei Wildbrunn in der Nähe?“

„Liegt in der Nähe der Arensburg.“

„Ist es da schön?“ „Prachtvoller Wald.“

„Auch Wirtschaft in der Försterei?“

„Ein Glas Milch kann man haben.“

„Gut, fahren Sie los.“

Er legte sich behaglich in die Kissen und entzündete eine Zigarre. Die wundervollen Wälder taten ihm wohl, und wenn man ihn so daliegen und mit Genuß um sich blicken sah, hätte ihn niemand für einen Kriminalbeamten auf der Spur eines Verbrechens gehalten. Etwa nach einer Stunde lag ein hübsches Försterhaus mitten im Walde vor ihnen.

„Hier ist das Forsthaus.“

„Sehr schön. Hier wollen wir uns etwas ausruhen und dann fahren Sie mich auf einem recht schönen Weg nach Hameln.“

„Und ob der Weg schön ist!“

Eine rundliche Försterfrau kam aus dem Hause.

„Können wir etwas haben, Frau Förster?“

„Nur Milch und vielleicht etwas Brot, Butter und Käse.“

„Sehr gut, bringen Sie uns zweimal. Nicht wahr, Chauffeur, ein gutes Glas Milch tut's auch?“

Der lachte.

„Allemaal.“

Der Doktor ging einige Schritte auf und nieder, bis die Frau wiederkam.

„Ist das aber schön bei Ihnen!“

„Das hat schon mancher gesagt.“

„Und wie nett das Haus ist! Da möchte man gleich Sommerwohnung drin haben.“

„Haben wir auch sonst immer gehabt.“

„Und jetzt nicht? Schade!“

„Aber warum denn?“

„Wir haben eine Kranke hier. Sie sollte zwar schon immer fortkommen, aber —“

Schlüter schien erschreckt.

„Eine Kranke? Doch nicht ansteckend?“

„Aber nein, eine Gemütskranke. Sie war zuerst in Eissen, aber sie hat bisweilen Tobjuchtsanfälle. Weiter nicht schlimm. Sie schreit dann nur und da kann man nicht gut andere Gäste im Haus haben. — Sie zahlt ja recht gut, aber — mein Mann hätte es nicht tun sollen — Sommerfrischler sind angenehmer.“

„Schade! Na warten Sie, den Platz merke ich mir für ein andermal.“

„Wer ist denn die Frau?“

„Eine Frau Gerber — aber — ich denke jeden Tag, daß sie wegkommt.“

„Na, dann wollen wir uns die Milch schmecken lassen.“

Er aß und trank, dann stieg er wieder in den Wagen. Er war außerordentlich vergnügt und zufrieden. Wieder war es eine wundervolle Fahrt durch das schöne Bückeburger Land und an dem Ufer der Weser entlang, dann tauchten, als es schon Nachmittag wurde, die Türme der alten Rattenfängerstadt Hameln vor ihnen auf.

„Fahren Sie vor einen Gasthof. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in einer Stunde wieder mit Ihnen zurückfahre. Ich habe hier nur einen Besuch zu machen.“

Er stieg aus, sagte dem Restaurateur, daß er in einer halben Stunde zu speisen wünsche, und ging mit raschen Schritten die Straße entlang — an der nächsten Ecke aber fragte er einen Postboten nach dem Sanatorium des Dr. Winzer.

Außer der Stadt, auf dem Weg nach dem Klüt.“  
Es war ein großes Steinhaus mit vergitterten Fenstern, inmitten eines großen Parkes, vor dem der Kommissar bald darauf stand.

„Dr. Winzer zu sprechen?“  
„Ärztlich?“ „Nein — hier meine Karte.“  
Erstaunt las der Diener: „Dr. Schlüter, Polizeikommissar.“  
„Bitte.“

Er wurde in ein Privatzimmer der Anstalt geführt und gleich darauf kam der Arzt, ein ehrwürdiger, alter Herr.

„Sie kommen amtlich Herr Kommissar?“  
„Nur eine kurze Anfrage. In Ihrer Anstalt ist eine Frau Helene Gerber aus Wallenbrunn?“

Erstaunen schien über das Gesicht des Arztes zu gleiten. „Allerdings.“

„Was fehlt der Dame —?“  
„Offen gestanden — ein ganz seltsamer Fall. Wenn ich dem Gutachten des Herrn Kreisphysikus aus Bückeburg nicht trauen müßte — die Frau leidet an fixen Ideen. Sie ist allerdings meist vollkommen apathisch, aber wenn sie spricht — sie hat anscheinend vollkommen vergessen, wer sie ist oder glaubt, eine andere zu sein.“

„Vielleicht die Frau Hanne Denner?“  
Der Arzt sprang auf.

„Den Namen nannte sie allerdings.“  
„Bitte, Herr Doktor, lassen Sie die Frau sofort holen.“

„Aber —“  
„Auf meine Verantwortung, Frau Denner ist ganz gesund.“

„Ich verstehe —“  
„Ich werde Ihnen gleich alles erklären, bitte, lassen Sie die Frau holen.“

Der Doktor gab einen Befehl dann sagte er kopfschüttelnd:

„Ob ich nicht so etwas geahnt hätte. Freilich ist sie erst ein paar Tage hier und bei Geisteskranken gibt es so manches. Aber das Gutachten des Kreisarztes —“

Die Tür wurde geöffnet und nun geschah etwas dem Arzt noch Seltsameres.

Die Frau, die mit niedergeschlagenen Augen eintrat wie ein geschlagenes, verschüchtertes Kind, sah auf, erkannte den Kommissar, schrie laut:

„Herr Doktor Schlüter, dem Himmel sei Dank!“  
Und fiel vor ihm nieder und umfaßte mit beiden Händen seine Hand.

„Aber liebe Frau Denner, seien Sie nur ruhig. Ich bin ja da, um Sie zu holen! Nun nehmen Sie sich zusammen und weinen nicht. Herr Doktor, geben Sie der armen Frau etwas Beruhigendes, aber bitte kein Morphium, denn es ist sehr wichtig, daß sie mir gleich berichtet.“ „Aber was ist denn?“

„Sehr einfach, Herr Doktor! Die kranke Frau Gerber, für die der Kreisarzt sein zweifelloses richtiges Attest schrieb, ist noch immer in der Försterei Wildbrunn bei der Arensburg und dies hier ist eine arme, unglückliche Frau, die der brave Herr Gerber verschwinden lassen wollte.“

„Ich ahnte doch gleich Unrat.“  
„So, liebe Frau Denner, da trinken Sie einmal und werden Sie ruhig. Es ist mir sehr nötig, daß Sie

mir erzählen, wie Sie eigentlich von Ihrem Schwager fort- und hierhergekommen sind.“

Sie hatte sich zusammengerafft, wenn sie auch immer dazwischen schluchzte.

„Das war —“ „Am 21. August.“  
„Es kann wohl so sein. Da kam ein Auto und ein Mann stieg aus, der sagte, er sei ein Kriminalbeamter und zeigte eine Marke. Ich erschrak natürlich, ich wußte ja, daß der Herr Staatsanwalt noch immer glaubt, daß ich an dem Einbruch mit Schuld habe. Der Mann sagte, ich sei verhaftet und brachte mich in das Auto und fuhr mit mir davon. Mein Schwager hat so auf mich geschlucht! Nun hält der mich ja auch für schlecht!“

(Fortsetzung folgt.)

## Vorfrühling.

Der Anfang einer Verlobung in Tagebuchseiten von Otto Doderer.

26. Februar.

Wunderlich, wunderbar, wie doch der Frühling immer wieder in die Menschen bräut!

Vor acht Tagen noch hatte der Herr Landgerichtsrat, der nebenan das niedliche Häuschen bewohnt, die Pelzmütze auf, und Maxe, sein Hund, schlich knurrend und übelgelaunt hinter ihm her. Heute klettert der alte Herr, das Stülchchen verwegener auf das rechte Ohr gerückt, die lange Weife baumelnd zwischen den Lippen, fidel mit der Säge in seinen Obstbäumen herum. Und Maxe, der struppige Köter, liegt vor der Tür und jöhnt sich.

Das ganze Häuschen ist wie verzaubert. Über Nacht ist es von Grün umwuchert, und Vögel zwitschern in allen Winkeln. Und im Küchenfenster steht ein frischer, noch dampfender Kaffeetisch.

27. Februar.

Alles ist anders wie sonst. Die Hähne krähen schmetternd in den Höfen. Die Raben geben sich vorlaut unter der Sonnenuhr auf dem Stadttor-Turm ein Stelldichein. Und heute steht es auch im Tageblatt: „Die Stare sind wieder da.“

Die kleinen Mädchen fahren in der Allee ihre Puppenwagen wasieren mit vossierlich mütterlichen Mienen. Die Muttergottes am Brunnen hat ein Vadeln um den Mund, als ob sie lebendig sei. Die beiden Pferde vor dem schweren Lastfuhrwerk legen sich stramm ins Zeug und schreiten rüstig fürdas. Die Äder duften fröhlich nach Sauche, und die Schollen liegen schwarzbraun und fruchtbar unter dem strahlend blauen Firmament.

Maxe aber, der Hund, steht vor der Türe und beißt einen kleinen Jungen an. Keineswegs feindlich und drohend, sondern als alter härtseliger, aber im Herzensgrund gutmütiger Grobian, der zufällig einmal so recht aufgeräumt ist und sich auf seine Weile mit jemand unterhalten möchte. Der Junge verbeißt ihn auch vollkommen. Er itzet geduldig beide Hände in die Taschen und wartet; er ist nur begierig zu wissen, wie lange wohl Maxe das Gebelle noch fortzukleken gedenkt.

3. März.

Wie das lede, schwarze Teufelchen einem anblinzelte! und wie hochmütig es vorbei stolzierte! Gerade als ich um die Ecke biegen will und das Glöckchen auf Sankt Anna zu läuten anfängt. Das Glöckchen auf Sankt Anna läutet und tickert wie toll. Die große Orgel in der Klosterkirche bräut über den Marktplatz und in all die kleinen blühblanken Häuerrchen, wo die Tulpen und Narzissen rot und gelb in den Fenstern glühen. Die Stadtmauer und alle vierzehn Türme und das ganze liebe Städtchen sind wie auf Goldgrund gemalt von der Abendsonne.

Einem Gärtnerburschen, der vorüberfuhr, habe ich einen ganzen Arm voll Weidentäschchen abgekauft und nun zu Hause meiner Wirtin über den Rübtorb und die Strickstrümpfe geschüttelt. Die alte Dame karrt mich an und nimmt kopfschüttelnd die Brille von der Nase.

5. März.

Es regnet. Schade. Eigentlich fühle ich mich aber doch recht mollig und wohl für diesmal in meinen vier Wänden unter meinen Büchern. Der Regen plätschert und trommelt auf die Dachrinne; es will sich ordentlich kalt regnen. Der Herr Landgerichtsrat hat drüben in seiner Stiebelstube den Grammorphon angedreht und läßt den „Postillon im Walde“ spielen.

Und ich ziehe mich in den siebenten Himmel des Fabulierens zurück und gedenke der Begegnung von vorgestern.

10. März.

Gegenüber geht loben die Haustüre auf. Wer kommt? Zuerst natürlich Maxe. Dann die alten Herrschaften, Landgerichtsrats. Und dann, von Maxe, dem durchtriebenen Finscher, wie eine Königin umwehelt — die liebe, kleine, süße Madonna! Ich Glückwils!

19. März.

Sie heißt Elisabeth und geht in Oberprima.

# Der Familienaufsatz.

Von Fritz Müller (Bartenkirchen).

Montag brachte Hans das Aufsatzthema heim: „Der Krieg, eine Geißel der Menschheit.“ — „Konzept am Samstag abliefern“, hatte der Lehrer gesagt. „Schreibt diesmal frei, ganz aus euch selbst heraus.“

„Herrgott, ist's bis zum Samstag lang“, dachte Hans und schlug die Geißel in den Wind. In den Wind geschlagene Geißeln knallen irrendwahn. Beim Hans am Freitag. Es war ein Gewissenstfall. Die Familie knallte mit. „Der arme Bub“, sagte die Mutter, „von heut' auf morgen einen ganzen Aufschwung.“ — „Gott“, sagte Vater, „ich habe zu manchem verwiderten Geschäftsbrief nicht mal so viel Zeit.“

„Ja, ja“, sagte Tante Lotte nachdenklich, „der Aufsatz, eine Geißel der Menschheit.“ — „Na, mit'm bishen Grips und'm Schuß Inspiration läuft auch der schwerste Aufsatz“, sagte Onkel Franz. „Setz dich nur mal dran, Hans.“

Hans setzte sich von Freitagabend um 4 Uhr bis 8 Uhr dran. „Der Krieg, eine Geißel der Menschheit — Der Krieg, eine Geißel der Menschheit — Der Krieg, eine Geißel der Menschheit — Der Krieg, eine Geißel der Menschheit“, wiederholte er sich. „Einen schönen Satz über den gräßlichen Krieg, Hans?“ — „Er meint einen künstlerisch schönen Satz“, sagte Tante Lotte. „Und dann klopfen Mutter und Tante an Onkels Zimmer: „Onkel, der Bub braucht einen schönen Satz.“ — „Ach was, mit'm bishen Grips und'm Schuß Inspiration.“

„Schuß? Er braucht halt ein wenig Vorläuf, der arme Bub — wenn ich denke: von heut' auf morgen eine ganze Geißel.“

Das war um 6¼. Um 6½ wälzte Onkel Franz das zwölfte Buch. „Einen schönen Satz?“, murmelte er. „Schreib mal diesen Satz auf Seite 63, Junge.“ Und folgsam schrieb der Hans in sein Konzeptbuch: „Die materiellen, intellektuellen und moralischen Konsequenzen eines Krieges leuchten wie ungeheure Fanale des Leidens durch die Geschichte.“ „Kannst ihn mal der Tante zeigen, Junge.“

Hans zeigte ihn der Tante. Sie kam sofort herüber: „Ein schöner Satz, Onkel Franz, ein wirklich wunderschöner Satz.“ — „Na, nicht so schlimm, mit'm bishen Grips und'm Schuß Inspiration — und nun machst du einfach in dem Stille weiter, Junge.“

Hans machte bis um 7 Uhr weiter, ohne mit dem zweiten Satz fertig zu werden. Onkel Franz, bitte, noch einen schönen Satz. Tante Lotte blätterte schon seit einer Viertelstunde in ihren alten Albums. „Schreib mal das da“, sagte sie erötend. Und folgsam schrieb Hans in sein Konzeptbuch: „Der rosenfarbige Gros kämpft heftig gegen dräuende Wolken, morgenrotes Blut fließt in Strömen: Krieg überall.“ „Kannst ihn mal der Mutter zeigen, Junge“, sagte Tante Lotte.

Hans zeigte ihn der Mutter. Gleich kam sie aus der Küche. „Ein wundervoller Satz, Tante Lotte“, sagte sie. „Jetzt einen Satz von dir, Mutter, hat Hans.“ — „Aber Hans, ich mach das Abendessen fertig, ich kann keine schönen Sätze lochen.“ — „Aber, Mutter, irgendeinen Satz wirst du doch.“ Da schlug die Mutter im Kochbuch nach: „Den vielleicht, Hans?“ und folgsam schrieb der Hans in sein Konzeptbuch: „Die durch den Krieg hervorgerufene Knappheit zwingt auch die kriegsfeindliche Hausfrau zur Bekleidung der lukullischen Bedürfnisse ihrer Familie.“ Tante Lotte meinte zwar, der Satz sei ein wenig nüchtern. „Bis auf lukullisch“, sagte Onkel Franz.

Dann kam der Vater an die Reihe, der vom Geschäft heimkam. Er machte eine Miene, als diktire er dem Buchhalter: „Im Besitze Ihres sehr geehrten.“ — „Aber dann stecke er die Hände in die Hosentaschen und sagte, auf- und abgehend: „Schreib mal, Junge: „Die möglichen Kriegsfolgen lassen es rätlich erscheinen, die Konjunktur in Rechnung zu stellen und vorher zu eskompieren!“

Darauf fiel dem Onkel Franz wieder ein Satz ein. Dann wieder Tante Lotte und der Mutter, so daß Hans noch mehrere Male reihum schöne Sätze ins Konzeptbuch schreiben konnte. Und eine Stunde nach dem Abendessen war es Onkel Franz gelungen, aus einem großen Kriegsbuch vom letzten Siebziger Krieg noch einen kunstvoll aufgebauten Schluß herauszulassen. Darauf Hans sich schlafen legte. Nicht ohne daß er es noch durch die Tür hören hörte: „Der arme Bub, von einem Tag auf den anderen solchen schweren Aufsatz.“ — „Damit schließ er befriedigt ein.“

Aber im Traum ging's ihm nicht gut. Er war im Himmel, mitten in einer Volksversammlung. Petrus sah am Pult und sagte: „So und jetzt erzähl mal einer nach dem andern, was er im Krieg erlebt hat.“ Einer trat vor: „Mir ist mein Sohn gefallen.“ Es war ein erschütternder Bericht in einfachen Worten. Der nächste, sagte Petrus, jemand trat vor: „Ich bin im Krieg gefallen.“ Stosswiese, wie das Volk spricht, erzählte er die Schreden seiner Schlacht. „Der nächste“, sagte Petrus, jemand trat vor: „Was ich mir ein Leben lang erwarpte, hat der Krieg verbrannt.“ Mit einer fernen Stimme erzählte er den Rußeneinfall seines Dorfes. Noch viele rief der Petrus auf. Sie standen auf und sprachen schlicht und leichten sich. Und jedesmal ging dem Hans ein Rieseln übers Rückgrat. Das ging vom dritten Wirbel in der Wirbelsäule aus. Dort ist die Wahrhaftigkeit.

„Hans, was hast du im Krieg erlebt?“

„Einen — einen Aufsatz“, stotterte Hans. — „Was soll's! Und Hans schlug sein Konzeptbuch auf und las: „Die materiellen, intellektuellen und moralischen Konsequenzen des Krieges leuchten wie riesige Fanale.“ Und er trommelte alle schönen Sätze herunter. Und hinter dem schönen Schlußsatz dachte er stolz: „Was sagen Sie nun, Herr Petrus?“

„Was mal auf, Hans“, sagte Petrus und schob einen Vorhang auf die Seite. Der Krieg ward sichtbar. Er war aus Marmor. Schrecklich war er anzuschauen in seiner unbehändigen Wild- und Nacktheit. „Gib mal dein Konzeptheft her, Hans.“ Einzeln riß Petrus die Blätter heraus und steckte sie mit Nadeln an die Statue. Dort verwandelten sie sich in ein Kleid. Und es war aus lauter bunten, zerrißenen Lumpen zusammengesetzt. Unsäglich erbärmlich hing das alles unter dem entsetzlich erbabenen Gesicht des Krieges herab. Und Hans wurde rot im Traum und schämte sich und wachte auf. Schon war es hell.

Er schaute auf die Uhr. Vier Uhr morgens. Schnell in die Kleider. Noch schneller an den Arbeitstisch. Her mit dem Heft. Heraus mit den Aufsatzheften. Eine neue Seite angefangen. Ha, wie die Feder flop. Nicht einen Augenblick brauchte sie sich zu besinnen. Sie schrieb die Volksverlammlung von heute Nacht, ohne Aufbruch, schlicht, in kurzen Sätzen, stohweise, wie das Volk spricht.

Als Hans an diesem Morgen in die Schule ging, kam der Balthasar gerannt: „Du, Hans, ich habe keinen Aufsatz, sag mir deinen abichreiben.“

„Aber Balthasar, das geht doch nicht.“

„Du bist ein netter Kamerad, na warte, ich werd' mir's merken.“

Hans wurde heiß. Schon öffnete er den Ransen, schon griff er nach dem Heft, auf einmal schoß es ihm warm vom dritten Rückgratswirbel, dem Siege der Wahrhaftigkeit, über das Gesicht. „Nein, Balthasar“, sagte er fest. „Aber da hatte der Balthasar roh hineingegriffen und war davon gerannt. Eine Handvoll Blätter schwang er lachend in der Luft. Laut las er unterm Laufen: „Der Krieg, eine Geißel der Menschheit. Die materiellen, intellektuellen und moralischen Konsequenzen des Krieges leuchten wie riesige Fanale.“

„Aber Balthasar, das sind ja — das ist ja —“

„Kenn ich schon — möchtest mir's wieder abklucken — da wird nichts draus — in der Religionsstunde schreib' ich's ab.“

Und während in den ersten Bänken der Katechismus abgefragt wurde, schrieb der Balthasar in der letzten Bank aus Raubelblättern ab und ab. Eben war er fertig, als der Aufsatzlehrer eintrat: „Konzepthefte einammeln!“

Eine Woche verging. Hans war recht still. Stiller als die Seingins zu Hause. Alle Augenblicke stellte ihn dort jemand auf der Treppe, im Korridor, im Zimmer: „Nun, Hans, ist dein Aufsatz zurückgegeben?“ fragte Mutter.

„Na, Hans“, sagte Onkel Franz, „und der Aufsatz?“

„Hans, hast du deine Eins schon abgefragt im Aufsatz?“ sagte Tante Lotte.

„Hannes, Hannes“, sagte am zudersichtlichsten der Vater, „dieses Mal hat er dich wohl über'n Schellenkönig gelobt, dein Aufsatzlehrer, he?“

„Die Aufsatzhefte werden erst am nächsten Samstag zurückgegeben“, sagte Hans leise. Fast geduckt ging er weiter. Sie sahen ihm nach: „Ich weiß nicht, was der Junge hat“, sagten sie kopfschüttelnd, „wenn uns jemand so geholfen hätte mit den schönsten Sätzen, als wir in die Schule gingen.“

Da war der Samstag da. Und da lag der Stolz Aufsatzhefte am Katheder, so hoch, daß des Lehrers Angesicht darüber kaum zu sehen war.

„Zunächst die beste Arbeit“, sagte der Lehrer, ernst ein Heft in seinen Händen wägend. „Hans, das war deine beste Arbeit. Hans warm ist mir dabei geworden. Hör mal.“

Mäuschenstill hörte die Klasse Hansens Aufsatz an. Nur der lange Balthasar in der letzten Bank rutschte etwas hin und her.

„Hans, bei dieser Nummer magst du bleiben. Note 1. Wie einem das wohl tut, wenn man all den anderen aufgeblasenen Sums — zum Beispiel den da — hört mal: „Die materiellen, intellektuellen und moralischen Konsequenzen des Krieges leuchten wie ungeheure Fanale“ und so weiter und so weiter. Sag mal, Balthasar, wo hast du dir denn diesen abgestandenen Schmarren zusammengestoblen?“

„Bon — von — von Hans!“

„Na, das ist denn doch! — Hans kann solch aufgepappies Zeug überhaupt nicht schreiben. Hans, dieser Aufsatz soll von dir sein.“

„Nein, Herr Lehrer.“

Zu Hause sah man es ihm an. Sie umdrängten ihn: „Na, Hans, der Aufsatz zurück?“ „Hans nicht fertig.“ „Und du hast den Vogel abgeschossen, Hans?“ „Hans nicht fertig.“ „Na, kein Wunder, lieber Hans — aber danken hättest du uns wenigstens 'n bishen können.“

Auf dem nächsten Schulweg warnte den Hans ein Kamerad: „Du, nimm dich vor dem Balthasar in acht. Er sagt, du hättest ihn mit dem letzten Aufsatz schauderhaft hereinangelockt. Und er will dich eben so verhaun.“

Da straffte sich dem Hans etwas im vierten Rückgratswirbel, wo der Mut list, gleich hinter der Wahrhaftigkeit: „Soll nur kommen!“



## Neuzeitliche Blütengärten.

Von Gartenarchitekt Eduard Duenfina, Crefeld.

Der Gartengestalter schafft mit dem Material, das Natur und Kunst ihm bieten, Bilder. Je nach dem Gelände wird seine Aufgabe eine verschiedene sein. Einmal handelt es sich um ein großartiges Landschaftsbild mit weit ausblickender Perspektive, dann wieder ist die Kleinmalerei am Blase, die im engen Rahmen in unseren Haus- und Villengärten ein intimes Bildchen hinaubert. Die Kunst des Landschaftsgärtners besteht hauptsächlich in der Ausnutzung der gegebenen Hilfsmittel und Terrainverhältnisse zur Gestaltuna immer neuer charakteristischer Bilder. Je mehr Abwechsluna geboten wird, desto interessanter ist ein Landschaftsgarten. Wer Augen hat zu sehen, der wird in der Natur Vorbildern für die Verwendung charakteristischer Formen und Pflanzen-schätze für die verschiedenen Standorte in Hülle und Fülle begreifen. Je mehr der Gartekünstler nach der Natur zu schaffen befreht ist, desto sicherer wird er sein Ziel erreichen — Natur — wenn auch bereicherte und veredelte Natur als schönstes Bild in unserer nächsten Umgebung. Das unendliche Pflanzenmaterial unserer Kulturen steht dem gestaltenden Künstler für diese Naturbilder zur Verfügung. Eines der wichtigsten Hilfsmittel hierbei ist ihm unbedingt die richtige und sachgemäße Verwendung unserer modernen Blütenstauben und der ausdauernden Stein- und Felsenpflanzen. Wer tief in der gärtnerischen und pflanzenzüchterischen Entwicklung der letzten Zeit steht, gewinnt einen erregenden Eindruck von der Pflanzensteigerung und der Fülle, welche der Zukunft des deutschen Blumen Gartens harri: er kann aber auch nicht genügend darüber staunen, wie wenig das Große schon Erreichte in das moderne Kulturbewußtsein übergegangen ist. Wenn die Stauden noch immer nicht in jedem Garten zu ihrem Rechte kommen, liegt dies einmal daran, daß die Gartenbesitzer nicht mehr wie früher sich selbst in ihrem Garten betätigen. Sie besitzen dadurch nicht mehr jenes innige Verständnis für Gartenschönheit und Pflanzen-schönheit, durch das sich noch unsere Großeltern so oft auszeichneten. Die ganze Entwicklung der Neuzeit hat bei den meisten Menschen die innigen Beziehungen zur Heimstätte gelodert, so daß sie sich nur als flüchtige Gäste in ihren Landschaften und Gärten fühlen, deren Ausschmückung sie dem Ermessen von Fachleuten — und nur zu oft von unberufenen — überlassen. Immerhin hat es den Anschein, als ob gerade in der schweren Nachkriegszeit auch bei uns eine stärkere Rückkehr zum Garten einiekt. Die während der Kriegsjahre und infolge des für uns so unalltäglichen Kriegsausganges immer stärker einkehrende Entwicklung der Schrebergärten und das hoffentlich von Jahr zu Jahr bedeutamer anwachsende Siedlungswesen dürften zu einer neuen Blütezeit des Hausgartens führen. Wird dabei auch das Nützliche das Ausschlaggebende sein, so wird man immer mehr trachten, es mit dem Angenehmen zu verbinden. Der alte bewährte Typ des Bauerngartens wird in mannigfaltiger Weise neu belebt und den eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit angepaßt werden.

Was sind nun eigentlich Blütenstauben und worin besteht der Vorteil dieser Pflanzung? Bäume und Sträucher durchwintern oberirdisch mit einem holzartigen Wuchserüst, das sich bei Bäumen aus einer langgestreckten Hauptachse, bei Sträuchern aus dem Wurzelstock und direkt darüber verzweigt. Stauden dagegen durchwintern im unterirdischen Wurzelballen, Rhizomen oder Knollen, aus denen sie im Frühjahr erneut austreiben. Sie brauchen abegehen von einigen wenigen, keinerlei Winterschutz und ist der große Vorteil vor allem darin zu suchen, daß man das einmal liebgewordene Pflanzenmaterial stets in seinem Garten wiederfinden kann. Wer mit den neuen Stauden zusammen lebt und alle Jahreszeiten und Stimmungen der Natur vom zeitigen Frühjahr bis spät in den Herbst auf sich wirken läßt, der kann erst verstehen, welchen neuen Klana all die alten Staudennamen, wie Phlox, Iris, Rittersporn, Astern, Anemonen, Primeln und so viele andere für denjenigen gewonnen haben, der um ihren märchenhaften Aufstieg weiß. Stauden sind winterharte Pflanzen von einer meist unbegrenzten Lebensdauer, d. h. die Wurzel (als Gesamtheit genannt) bleibt während des Winters lebensfähig während der oberirdische Teil der Pflanze absterbt um mit dem Erwachen der Natur neue Entfaltung zu sehtigen. Hieraus ergibt sich schon von selbst daß eine zweckmäßige Staudenpflanzung nur die einmaligen Anschaffungskosten verurteilt, was zumal in der heutigen Zeit nicht außer acht bleiben kann. Durch ihre großen Mengen von Arten und Varien kann die Staude zu jeder Art von Bepflanzung Verwendung finden, sei es, um nur einiges herauszugreifen, zur Bepflanzung von Rabatten, Blumenbeeten, Pflanzengruppen bis im weitesten Sinne zur Ausschmückung architektonischer und landschaftlicher Anlagen. Ein wesentlicher Vorteil ist aber darin zu sehen, daß jede einzelne Staude einen großen Wert als Schnittblume aufweist und somit nicht nur den Garten sondern auch den kleinsten Raum zu einem Schmuckstück zu gestalten vermag. Die Pflanzung der Stauden soll man in den frühen

Selbstmonaten vornehmen, vorteilhaft auch im Frühjahr je nach den Witterungsverhältnissen ab Anfang Februar, somit ist Gewähr gegeben, daß sich die Pflanzen mit der vorrückenden Vegetation gut an ihre Bodenverhältnisse anpassen und gutes Wachstum zeigen. Es empfiehlt sich in dem ersten Jahre nach der Pflanzung den Stauden einen geringen Winterschutz durch Tannenreisig oder dergl. zu geben, um sichere Gewähr für ein Anwachen zu haben. Bodenverbesserung durch verrotteten Düng oder dergl. ist entschieden anzuraten, wie ja jede Pflanzung sich für die ihr entgegengebrachte Liebe und Bilege dankbar erweist. Verjüngen will ich aber nicht, darauf hinzuweisen, daß man nicht gleich im ersten Jahre von den Pflanzungen das Beste erwarten sondern vielmehr ein Urteil darüber erst im zweiten oder dritten Jahre nach der Pflanzung fällen soll weil sich in der Natur eben alles erst entwickeln muß. Bei größeren Anpflanzungen sollte man sich zunächst mit einem Spezialisten in Verbindung setzen, der es auch tatsächlich versteht den Pflanzen den richtigen Standort anzuweisen und der durch sein jahreslanges Studium in der Lage ist die Pflanzen so zu ordnen, daß ein Blumenklor gleichzeitig den anderen ablöst um dauernd die Schönheiten der Natur gleichsam von selbst auf sich wirken zu lassen. Eine Blüte löst wie auf Anruf die andere mit ihrem neuen Flor ab, immer bietet sich uns ein neues farbenprächtiges Bild edelster Naturschönheit. Wenn doch manchmal der ersten Bilege und Eingewöhnung auch einer Staudenpflanzung und Gruppierung von vielen ja Gärtnern ein Teilchen der Mühe zugewendet würde, die etwa auf feste Einübung eines schwierigen Musikstückes oder auf die Festung eines Kleinodes verwandt wird. Und ist nicht unser Garten der unser erweitertes Heim sein soll unser schönstes Kleinod? Die Wahrheit einer Naturdarstellung wird uns oft erst nach Jahren klar.

## Der unfruchtbare Baum.

Die Unfruchtbarkeit der Obstbäume führt von verschiedenen Ursachen her, und wenn für Abhilfe gesorgt werden soll, so müssen erst jene Ursachen erkannt werden. Obstbäume sind so lange unfruchtbar, als sie sich in einem gewissen jugendlichen Alter befinden; sie müssen sich erst mal austoben und für die Fortpflanzung reif werden. Dieses sogenannte „tragbare Alter“ tritt je nach der Sorte, Unterlage usw. früher oder später ein, bei einigen Bäumen (als Zwergbäume besonders) schon im 3. oder 4. Jahre nach der Pflanzung, bei anderen erst im 10. oder noch später. Junge Bäume, die reich tragen, erschöpfen sich leicht und werden vor der Zeit unfruchtbar. Ein Obstbäuer der lange Jahre von seinen Bäumen Erträge einheimen will, wird darum Sorge tragen, daß keine Bäumchen in den ersten zwei Jahren nach der Anpflanzung überhaupt keine Früchte tragen, und er wird in den nächsten 4 bis 5 Jahren zahlreiche angelegte Früchte ausdünnen. Wo die Obstbäume in einem stark oder einseitig mit Jauche oder Latrine gedüngtem Gemüselande stehen werden wir häufig Unfruchtbarkeit feststellen können. In einem derartig fetten, d. h. stickstoffreichen Boden machen die Bäume unheimlich viel Holztrieb; es bilden sich wenig oder gar keine Blütenknospen. Hier sind stickstoffhaltige Düngemittel zu vermeiden. Manche Bäume sind unfruchtbar, weil sie zu tief stehen. Diese zeigen kümmerlichen Trieb, dürre Spizen, Wasserholze, krankes Laub. Solche allzu tief stehenden Bäumchen muß man an der Erde freilegen und die sich dort bildenden Triebe wealdneiden. Nicht selten ist auch allzu starkes Beschneiden der Bäume Ursache ihrer Unfruchtbarkeit. Die Ansicht, als könne man einen Baum durch das Beschneiden fruchtbar machen, ist irrig. Bäume, die von Natur aus üppig wachsen, werden durch den strengen Rückschnitt immer mehr zur Bildung üppiger Triebe gezwungen; solche Bäume sehen entwerter keine Blütenknospen an oder bringen sie nicht zum Fruchtansatz, sondern stoßen sie vorher ab. Als bestes Heilmittel gilt hier das Nichtbeschneiden auf die Dauer von mehreren Jahren. Auch tut das „Ringeln“ manchmal gute Dienste.

## Rat und Anregung.

Die Schwarzwurzel wird im Garten einjährig gezogen, d. h. man sät sie Anfang März und erntet und verwendet sie im darauffolgenden Herbst bzw. Winter. Um aber nicht die schwachen Wurzeln, die doch nicht viel erbringen, zu verbrauchen oder wegwerfen zu müssen, sammelt man sie und pflanzt sie aufs neue. Dann entwickeln sich bis zum nächsten Herbst die Schwarzwurzeln kräftig, lassen allerdings an Zartheit nach, werden aber im Geschmack fetter und kerniger. Schwarzwurzeln müssen im allgemeinen vorsichtig ausgehoben werden, in dem Fall aber natürlich noch viel vorsichtiger, denn aus verletzten Wurzeln wird nichts oder wenigstens nicht viel. Auch pflanze man dann nicht diejenigen, die verwachsen, geteilt usw. sind, denn diese geben natürlich auch keine guten, in der Küche gern gesehenen Wurzeln.